

KARIN SLAUGHTER

PRETTY GIRLS

THRILLER

„Definitiv eine
der besten
Thriller-Autorinnen
unserer Zeit.“

Gillian Flynn

**SPIEGEL
Bestseller**

Jetzt als Taschenbuch

HarperCollins

Karin Slaughter

Pretty Girls

Roman

Aus dem Amerikanischen von
Fred Kinzel

Harper
Collins

HarperCollins

HarperCollins® Bücher
erscheinen in der HarperCollins Germany GmbH,
Valentinskamp 24, 20354 Hamburg
Geschäftsführer: Ralf Markmeier

Copyright © 2015 HarperCollins
in der HarperCollins Germany GmbH
Deutsche Erstveröffentlichung

Titel der nordamerikanischen Originalausgabe:
Pretty Girls

Copyright © 2015 by Karin Slaughter
erschienen bei: HarperCollins Publishers, New York

Konzeption/Reihengestaltung: fredebold&partner gmbh, Köln
Covergestaltung: pecher und soiron, Köln
Redaktion: Silvia Kuttny-Walser
Titelabbildung: Thinkstock/egorr/OSTILL
eBook-Herstellung: GGP Media GmbH, Pößneck
ISBN 978-3-95967-986-2

www.harpercollins.de

„Eine besonders schöne Frau ist ein Quell des Schreckens.“
C. G. Jung

I

Als du damals verschwunden bist, sagte deine Mutter, dass es schlimmer wäre, genau zu wissen, was dir zugestoßen ist, als es nie zu erfahren. Wir stritten pausenlos über dieses Thema, denn Streiten war das Einzige, was uns zu dieser Zeit zusammenhielt.

„Die Einzelheiten zu kennen wird es nicht leichter machen“, warnte sie. „Die Einzelheiten werden dich zerreißen.“

Ich war ein Mann der Wissenschaft. Ich brauchte Fakten. Ob ich wollte oder nicht, mein Verstand produzierte unablässig Hypothesen: Entführt. Vergewaltigt. Geschändet. Rebellisch.

Das nämlich war die Theorie des Sheriffs, oder zumindest war es seine Ausrede, wenn wir Antworten forderten, die er uns nicht geben konnte. Deine Mutter und ich hatten uns insgeheim immer gefreut, weil du deine Anliegen so eigensinnig und leidenschaftlich vertreten hast. Als du dann verschwunden warst, mussten wir feststellen, dass es genau diese Eigenschaften sind, die junge Männer als intelligent und ehrgeizig erscheinen lassen und junge Frauen als schwierig.

„Mädchen laufen ständig weg.“ Der Sheriff hatte mit den Schultern gezuckt, als wärst du ein x-beliebiges Mädchen, als würdest du nach einer Woche, einem Monat, vielleicht einem Jahr in unser Leben zurückkehren, mit einer halbherzigen Entschuldigung wegen eines Jungen, dem du nachgelaufen warst, oder einer Freundin, der du dich für einen Trip nach Europa angeschlossen hattest.

Du warst neunzehn Jahre alt. Rechtlich gesehen, gehörtest du uns nicht mehr. Du gehörtest dir selbst. Du gehörtest der ganzen Welt.

Dennoch organisierten wir Suchmannschaften. Wir telefonierten immer wieder mit Krankenhäusern, Polizeidienststellen und Obdachlosenzentren. Wir hängten überall Suchplakate auf. Wir klopfen an Türen. Wir sprachen mit deinen Freunden. Wir sahen in leer stehenden Gebäuden und ausgebrannten Häusern in den üblen Vierteln der Stadt nach. Wir engagierten einen Privatdetektiv, der die Hälfte unserer Ersparnisse einsackte, und einen Hellseher, der den größten Teil vom Rest kassierte. Wir appellierten an die Medien, doch die Medien verloren rasch das Interesse, als die saftigen Einzelheiten ausblieben, über die man sensationslüstern hätte berichten können.

Was wir wussten, war Folgendes: Du warst in einer Kneipe. Du hast nicht mehr als sonst getrunken. Du hast deinen Freunden gesagt, dir sei nicht gut und du wolltest zu Fuß nach Hause gehen. Seitdem hat dich niemand mehr gesehen.

Im Lauf der Jahre gab es viele falsche Geständnisse. Das Rätsel um dein Verschwinden zog scharenweise Trittbrettfahrer und Sadisten an. Sie lieferten Einzelheiten, die sich nicht beweisen, Spuren, die sich nicht verfolgen ließen. Aber wenigstens waren sie ehrlich, wenn man ihnen auf die Schliche kam. Die Hellseher warfen mir immer nur vor, nicht energisch genug zu suchen.

Doch in Wirklichkeit hörte ich nie auf, dich zu suchen.

Ich verstehe, warum deine Mutter aufgegeben hat. Oder zumindest diesen Eindruck erwecken musste. Sie musste ein neues Leben aufbauen, wenn schon nicht für sich selbst, dann für den Rest der Familie. Deine kleine Schwester wohnte noch zu Hause. Sie war still und unauffällig, doch sie trieb sich mit der Sorte Mädchen herum, die sie zu Dingen

überredeten, die man lieber nicht tun sollte. Wie zum Beispiel sich in eine Kneipe zu schleichen, um Musik zu hören und dann nie wieder nach Hause zu kommen.

An dem Tag, als wir die Scheidungspapiere unterzeichneten, sagte deine Mutter zu mir, sie hoffe nur, wir würden eines Tages deine Leiche finden. Es war das, woran sie sich klammerte, die Vorstellung, wir würden dich eines Tages doch noch zur letzten Ruhe betten können.

Ich erwiderte, vielleicht würden wir dich ja doch in Chicago, Santa Fe oder Portland finden oder in einer Hippie-Kommune, in der du dich verkrochen hast. Schließlich bist du schon immer ein Freigeist gewesen.

Es überraschte deine Mutter nicht, mich das sagen zu hören. Zu dieser Zeit schwang das Pendel der Hoffnung bei uns noch hin und her, sodass sie an manchen Tagen zutiefst deprimiert im Bett blieb und an anderen mit einer Bluse, einem Pullover oder einer Jeans nach Hause kam, die sie dir schenken wollte, wenn du zu uns zurückkehren würdest.

Ich erinnere mich noch genau an den Tag, an dem ich die Hoffnung verlor. Ich arbeitete gerade in der Tierarztpraxis im Zentrum, als jemand einen herrenlosen Hund bei uns ablieferte. Das Tier war in einem kläglichen Zustand und offenbar misshandelt worden. Es war ein gelb gescheckter Labrador, wenngleich das jetzt mit seinem aschgrauen Fell vom Leben im Freien kaum noch zu erkennen war. An seinem Hinterteil hingen Klumpen von Stacheln und Dornen. Auf den kahlen Stellen im Fell war die Haut entzündet, weil das Tier sich zu heftig gekratzt oder zu oft geleckt hatte – Dinge, die Hunde tun, um sich zu beruhigen, wenn man sie allein lässt.

Ich verbrachte eine Weile mit ihm, um ihm zu vermitteln, dass ich keine Gefahr für ihn darstellte. Er durfte meine Hand lecken, und ich gab ihm Zeit, sich an meinen Geruch zu gewöhnen. Nachdem er sich etwas beruhigt hatte,

begann ich mit der Untersuchung. Es war ein älterer Hund, aber noch bis vor Kurzem waren seine Zähne gut gepflegt worden. Eine Operationsnarbe ließ darauf schließen, dass ein verletztes Knie früher einmal sorgfältig und kostspielig wiederhergestellt worden war. Die offensichtlichen Misshandlungen, die das Tier erlitten hatte, waren noch nicht in sein Muskelgedächtnis vorgedrungen. Wenn ich die Hand an sein Gesicht legte, ließ er den Kopf entspannt auf meine Handfläche sinken.

Ich sah in die kummervollen Augen dieses Tieres und malte mir Einzelheiten aus dem Leben dieses armen Geschöpfes aus. Natürlich konnte ich es nicht mit Bestimmtheit wissen, doch mein Herz sagte mir, dass Folgendes geschehen war: Dieser Hund war nicht ausgesetzt worden; er hatte sich einfach verlaufen oder war aus seinem Halsband geschlüpft und weggerannt. Seine Besitzer waren beim Einkaufen gewesen oder in Urlaub gefahren, und irgendwie - ein offen gelassenes Tor, ein Zaun, über den er sprang, eine Tür, die eine Haushälterin nicht richtig geschlossen hatte - hatte sich dieses behütete Wesen plötzlich allein in den Straßen wiedergefunden und nicht gewusst, wie es zurück nach Hause kommen sollte.

Und eine Gruppe Jugendlicher oder ein unbeschreibliches Monster - oder eine Kombination aus beidem - hatte den Hund aufgegriffen und einen zärtlich umsorgten Liebling in ein gehetztes Tier verwandelt.

Wie mein Vater habe auch ich mein Leben der Behandlung von Tieren gewidmet, aber damals stellte ich zum ersten Mal den Zusammenhang zwischen den schrecklichen Dingen her, die Menschen Tieren antun, und den noch schrecklicheren, die sie anderen Menschen zufügen.

So sah es aus, wenn eine Kette die Haut aufriss. So sah der Schaden aus, den Tritte und Schläge verursachten. Und so sah ein Mensch aus, wenn er in eine Welt geriet, in der

man sich nicht um ihn sorgte, in der man ihn nicht liebte
und aus der man ihn nie nach Hause zurückkehren lassen
wollte.

Deine Mutter hatte recht gehabt.

Die Einzelheiten zerrissen mich.

1. KAPITEL

Das Restaurant in der Innenstadt von Atlanta war leer bis auf einen einsamen Geschäftsmann an einem Ecktisch und den Barkeeper, der sich anscheinend für einen Meister in der Kunst des Flirtens hielt. Die Vorbereitungen für das Abendessen kamen langsam auf Touren. In der Küche klapperten Besteck und Porzellan. Ein Koch brüllte. Eine Bedienung stieß ein beleidigtes Lachen aus. Aus dem Fernseher über der Bar drang leise ein steter Strom schlechter Nachrichten.

Claire Scott versuchte, das endlose Trommelfeuer von Geräuschen zu ignorieren, während sie an der Bar saß und an ihrem zweiten Club-Soda nippte. Paul hatte zehn Minuten Verspätung. Er kam sonst nie zu spät, normalerweise war er zehn Minuten zu früh dran. Das gehörte zu den Dingen, mit denen sie ihn neckte, obwohl sie es im Grunde nicht anders haben wollte.

„Noch eins?“

„Sicher.“ Claire lächelte den Barkeeper höflich an. Seit sie Platz genommen hatte, hatte er versucht, ihre Aufmerksamkeit zu gewinnen. Er war jung und gut aussehend, und sie hätte sich geschmeichelt fühlen müssen, doch sie kam sich einfach nur alt vor – nicht weil sie tatsächlich alt *war*, sondern weil sie bemerkt hatte, dass ihr Menschen in den Zwanzigern umso mehr Verdruss bereiteten, je weiter sie selbst auf die vierzig zuging. In ihrer Gesellschaft dachte sie ständig Sätze, die mit „Als ich in dem Alter war ...“ anfangen.

„Das dritte“, sagte der Barkeeper augenzwinkernd, als er ihr Soda-Glas auffüllte. „Sie ziehen sich das Zeug ja ganz

schön rein.“

„Ach ja?“

Er blinzelte ihr zu. „Sagen Sie Bescheid, wenn Sie jemanden brauchen, der Sie nach Hause fährt.“

Claire lachte, weil das einfacher war, als ihm zu sagen, er solle sich die Haare aus den Augen streichen und zurück zu seiner Schulbank gehen. Wieder sah sie auf ihrem Handy nach der Uhrzeit. Paul hatte inzwischen zwölf Minuten Verspätung. Sie begann, sich Katastrophen auszumalen: in seinem Wagen entführt, von einem Bus angefahren, von einem herabfallenden Flugzeugteil erschlagen, von einem Verrückten verschleppt.

Die Eingangstür ging auf, aber es waren andere Leute, nicht Paul. Sie trugen lässige Businesskleidung. Vermutlich waren es Angestellte aus den umliegenden Bürogebäuden, die sich noch einen Feierabend-Drink genehmigten, bevor sie sich auf die Heimfahrt in die Vororte machten, wo sie bei ihren Eltern im Souterrain wohnten.

„Haben Sie das hier verfolgt?“ Der Barkeeper nickte in Richtung Fernseher.

„Nicht wirklich“, sagte Claire, obwohl sie die Story selbstverständlich verfolgt hatte. Man konnte keinen Sender einschalten, ohne von dem vermissten Teenager zu hören. Ein sechzehnjähriges Mädchen. Weiß. Mittelschicht. Sehr hübsch. Irgendwie schien die Empörung immer nicht ganz so groß zu sein, wenn ein hässliches Mädchen verschwand.

„Tragisch“, sagte der Barmann. „Sie ist so schön.“

Claire sah wieder auf ihr Handy. Paul war jetzt dreizehn Minuten zu spät dran. Ausgerechnet heute. Er war Architekt, kein Gehirnchirurg. Es konnte keinen so schlimmen Notfall geben, dass er nicht zwei Sekunden für eine SMS oder einen Anruf übrig gehabt hätte.

Sie begann, ihren Ehering am Finger zu drehen, eine nervöse Angewohnheit, die ihr nicht bewusst gewesen war,

bis Paul sie darauf aufmerksam gemacht hatte. Sie hatten sich über irgendetwas gestritten, das Claire zu diesem Zeitpunkt offenbar ungeheuer wichtig gewesen war, aber jetzt erinnerte sie sich weder an das Thema noch daran, wann der Streit überhaupt stattgefunden hatte. Letzte Woche? Letzten Monat? Sie kannte Paul seit achtzehn Jahren und war beinahe ebenso lange mit ihm verheiratet. Es gab nicht mehr viel, worüber sie mit einiger Überzeugung streiten konnten.

„Sind Sie sicher, dass ich Sie nicht doch für was Härteres interessieren kann?“ Der Barkeeper hielt eine Flasche Wodka hoch, aber es war klar, was er meinte.

Claire zwang sich erneut zu einem Lachen. Sie kannte diese Sorte Mann schon ihr ganzes Leben lang. Hochgewachsen, dunkelhaarig und gut aussehend, mit blitzenden Augen und einem geschmeidigen Mundwerk. Mit zwölf hätte sie ihr Matheheft mit seinem Namen vollgekritzelt. Mit sechzehn hätte sie ihm erlaubt, seine Hand unter ihren Pullover zu stecken. Als sie zwanzig war, hätte er mit seiner Hand machen dürfen, was er wollte. Und jetzt, mit achtunddreißig, wollte sie nur, dass er endlich abhaute.

„Nein danke“, sagte sie. „Mein Bewährungshelfer hat mir geraten, nur dann Alkohol zu trinken, wenn ich den ganzen Abend zu Hause bin.“

Sein Lächeln zeigte, dass er den Witz nicht ganz verstanden hatte. „Böses Mädchen, was? Sie gefallen mir.“

„Sie hätten mich mal mit meiner Fußfessel sehen sollen.“ Sie blinzelte ihm zu. „Schwarz ist das neue Orange.“

Die Eingangstür ging auf: Es war Paul. Erleichterung durchflutete Claire, als er auf sie zukam.

„Du hast dich verspätet“, sagte sie.

Paul küsste sie auf die Wange. „Tut mir leid. Ich habe keine Entschuldigung. Ich hätte anrufen sollen. Oder eine SMS

schicken.“

„Ja, das hättest du.“

Paul wandte sich an den Barkeeper. „Glenfiddich, einen einfachen, aber anständig eingeschenkt.“

Claire beobachtete, wie der junge Mann Pauls Whisky mit bisher nicht erlebter Professionalität einschenkte. Der Ehering und ihre milderen und deutlicheren Zurückweisungen waren nur unbedeutende Hindernisse gewesen. Kein Vergleich mit dem deutlichen Nein, das die Anwesenheit eines anderen Mannes ausdrückte, der sie auf die Wange küsste.

„Sir.“ Er servierte Paul den Drink und eilte dann ans andere Ende der Theke.

Claire senkte die Stimme. „Er hat angeboten, mich nach Hause zu bringen.“

Zum ersten Mal, seit er die Bar betreten hatte, sah Paul den Barkeeper an. „Soll ich ihm eins auf die Nase geben?“

„Ja.“

„Bringst du mich ins Krankenhaus, wenn er zurückschlägt?“

„Ja.“

Paul lächelte, aber nur, weil sie ebenfalls lächelte. „Und, wie fühlt es sich an ohne Leine?“

Claire sah auf ihren nackten Knöchel hinab und erwartete fast, einen blauen Fleck oder ein Mal an der Stelle zu sehen, wo die klobige schwarze Fußfessel gewesen war. Sechs Monate lang hatte sie in der Öffentlichkeit keinen Rock getragen, solange sie mit dem vom Gericht angeordneten Überwachungsgerät hatte herumlaufen müssen. „Fühlt sich wie Freiheit an.“

Er richtete den Strohhalm neben ihrem Glas parallel zur Serviette aus. „Du wirst übers Handy und über das GPS in deinem Wagen pausenlos überwacht.“

„Aber ich wandere nicht ins Gefängnis, wenn ich mein Handy weglege oder aus dem Auto steige.“

Paul zuckte nur mit den Schultern, obwohl sie ihr Argument ziemlich gut fand. „Und die Ausgangssperre?“

„Aufgehoben. Wenn ich ein Jahr lang keinen Ärger mache, wird mein Eintrag im Strafregister komplett getilgt, so als wäre nie etwas passiert.“

„Reinste Zauberei.“

„Ein sehr teurer Anwalt, besser gesagt.“

Er grinste. „Er war immerhin billiger als dieses Armband von Cartier, das du haben wolltest.“

Eigentlich sollten sie keine Witze über die Geschichte machen, aber die Alternative wäre gewesen, sie sehr ernst zu nehmen. „Es ist komisch“, sagte sie. „Ich weiß, dass das Überwachungsgerät nicht mehr da ist, aber ich spüre es immer noch.“

„Signalentdeckungstheorie.“ Er richtete den Strohhalm wieder gerade. „Deine Wahrnehmung ist voreingestellt, weil sie mit dem Überwachungsgerät rechnet. Man erlebt so etwas manchmal mit dem Handy. Man spürt, wie es vibriert, obwohl das überhaupt nicht der Fall ist.“

Das hatte sie nun davon, dass sie einen Streber geheiratet hatte.

Paul schaute zum Fernseher. „Glaubst du, sie finden sie?“

Claire antwortete nicht, sondern starrte auf den Drink in Pauls Hand. Sie hatte den Geschmack von Scotch nie gemocht, aber nicht trinken zu dürfen weckte in ihr den Wunsch nach einer tagelangen Sauftour.

Aus lauter Verzweiflung, irgendein Gesprächsthema zu finden, hatte Claire am Nachmittag zu ihrer vom Gericht bestellten Psychiaterin gesagt, dass sie es absolut hasse, wenn man ihr vorschrieb, was sie tun sollte. „Gibt es denn jemanden, der das nicht hasst?“, hatte die schmuddelige Frau etwas verwundert gefragt. Claire hatte gespürt, wie sie

errötete, aber sie hatte sich die Bemerkung verkniffen, dass sie es eben besonders schlecht vertrug und genau deshalb in einer vom Gericht angeordneten Therapie gelandet war. Sie hatte der Frau nicht die Genugtuung gegönnt, einen Durchbruch erreicht zu haben.

Abgesehen davon, war Claire in dem Moment, als sich die Handschellen um ihre Gelenke schlossen, von allein zu dieser Erkenntnis gelangt.

„Idiotin“, hatte sie gemurmelt und sich selbst damit gemeint, als die Polizeibeamtin sie auf den Rücksitz des Streifenwagens verfrachtete.

Doch die hatte es falsch verstanden. „Das kommt in meinen Bericht“, hatte sie prompt erwidert.

Es waren nur Frauen, die Claire an diesem Tag begegneten, Polizistinnen in allen Größen und Formaten, mit breiten Ledergürteln um die strammen Taillen, an denen alle möglichen tödlichen Gerätschaften hingen. Claire war überzeugt, dass in Anwesenheit eines männlichen Polizisten alles viel besser gelaufen wäre, doch das war leider nicht der Fall gewesen. Dorthin hatte der Feminismus sie also gebracht: in einem hochgerutschten Tennisröckchen auf den klebrigen Rücksitz eines Streifenwagens.

Im Gefängnis nahm eine korpulente Frau mit einem Muttermal zwischen den buschigen Augenbrauen Claire den Ehering, die Uhr und die Schnürsenkel ihrer Tennisschuhe ab. Deren Aussehen erinnerte sie irgendwie an eine Stinkwanze, und Claire fragte sich, warum die Frau sich die Mühe machte, das Haar aus dem Muttermal auszureißen, sich aber nicht die Augenbrauen zupfte. Dann kam jedoch eine andere Frau, diesmal groß und dürr wie eine Gottesanbeterin, und führte Claire in den nächsten Raum.

Das Abnehmen der Fingerabdrücke lief ganz anders ab als im Fernsehen. Claire musste die Fingerkuppen auf eine schmutzige Glasplatte drücken, damit die Papillarlinien

gescannt und digitalisiert werden konnten. Offenbar waren ihre Linien sehr schwach ausgeprägt, denn es waren mehrere Versuche nötig.

„Nur gut, dass ich keine Bank ausgeraubt habe“, sagte Claire und schob schnell ein „Hahaha“ nach, um klarzumachen, dass es sich um einen Scherz handelte.

„Gleichmäßig aufdrücken“, sagte die Gottesanbeterin und kaute auf einer Fliege herum.

Claires Karteifoto wurde vor einem weißen Hintergrund aufgenommen. Das zum Hintergrund gehörige Lineal lag eindeutig um zwei, drei Zentimeter falsch. Claire fragte, warum sie kein Schild mit ihrem Namen und einer Nummer hochhalten musste.

„Photoshop-Schablone“, antwortete die Gottesanbeterin lapidar. Ihr gelangweilter Ton zeigte, dass die Frage nicht neu war.

Es war das einzige Foto, das je von Claire gemacht wurde, bei dem niemand sie zum Lächeln aufforderte.

Dann hatte eine dritte Polizistin, die – sozusagen gegen den Trend – eine Nase wie eine Stockente hatte, Claire in die Arrestzelle geführt, wo sie zu ihrer Verblüffung nicht die einzige Frau im Tennis-Outfit war.

„Weswegen bist du hier?“, hatte die andere gefragt. Sie wirkte hart und zgedröhnt und war offensichtlich auf einem ganz anderen Spielplatz unterwegs gewesen, als sie verhaftet wurde.

„Mord“, hatte Claire geantwortet, da sie beschlossen hatte, das Ganze einfach nicht ernst zu nehmen.

„Hallo.“ Paul gab dem Barkeeper ein Zeichen, ihm nachzuschicken. „Woran denkst du?“, fragte er dann Claire.

Sie stieß einen langen Seufzer aus. „Ich denke, dass dein Tag wahrscheinlich schlimmer war als meiner, wenn du einen zweiten Drink bestellst.“ Paul trank selten. Das hatten sie gemeinsam: Beide bevorzugten sie das Gefühl, alles

unter Kontrolle zu haben. Was das Gefängnis zu einem echten Reinform gemacht hatte, haha.

„Alles in Ordnung?“, fragte sie.

„Im Moment ist alles gut.“ Er strich ihr über den Rücken. „Was hat die Psychiaterin gesagt?“

Claire wartete, bis sich der Barkeeper in seine Ecke zurückgezogen hatte. „Sie meint, dass ich in Bezug auf meine Gefühle nicht sehr mitteilend bin.“

„Das sieht dir aber überhaupt nicht ähnlich.“

Sie lächelten sich zu. Ein weiterer alter Streitpunkt, zu dem längst alles gesagt war.

„Ich lasse mich nicht gern analysieren“, erwiderte Claire und sah im Geist ihre Therapeutin vor sich, die übertrieben mit den Schultern zuckte und sagte: „Wer tut das schon?“

„Weißt du, was ich heute gedacht habe?“ Paul nahm ihre Hand. Seine Handfläche fühlte sich rau an, denn er hatte das ganze Wochenende in der Garage gearbeitet. „Ich habe gedacht, wie sehr ich dich liebe.“

„Komisch, wenn ein Mann so etwas zu seiner Frau sagt.“

„Es stimmt aber.“ Paul presste ihre Hand an seine Lippen. „Ich kann mir nicht vorstellen, wie mein Leben ohne dich aussähe.“

„Ordentlicher“, erwiderte sie trocken, da Paul immer derjenige war, der herrenlose Schuhe und Kleidungsstücke aufhob, die in den Wäschekorb gehörten, aber irgendwie auf dem Boden vor dem Waschbecken gelandet waren.

„Ich weiß, im Moment ist es schwer“, sagte er. „Vor allem damit ...“ Er wies mit einem Kopfnicken auf das Fernsehgerät, wo gerade ein neues Foto der vermissten Sechzehnjährigen gezeigt wurde.

Claire sah zum Bildschirm. Das Mädchen war wirklich schön. Sportlich und schlank, mit dunklem, welligem Haar.

„Du sollst nur wissen, dass ich immer für dich da sein werde“, fuhr Paul fort. „Egal, was geschieht.“

Claire spürte, wie sich ihre Kehle zusammenzog. Sie betrachtete ihn manchmal als selbstverständlich, das war der Luxus einer langen Ehe. Aber sie wusste, dass sie ihn liebte. Sie brauchte ihn. Er war der Anker, der verhinderte, dass sie fortgetrieben wurde.

„Du bist die einzige Frau, die ich je geliebt habe“, sagte Paul.

Sie rief sich ihre Vorgängerin am College in Erinnerung. „Ava Guilford wäre ganz schön schockiert, das zu hören.“

„Keine Witze bitte. Ich meine es ernst.“ Er beugte sich so nah zu ihr, dass ihre Köpfe sich fast berührten. „Du bist die Liebe meines Lebens, Claire Scott. Du bist alles für mich.“

„Trotz meiner Vorstrafe?“

Er küsste sie. Küsste sie richtig. Sie schmeckte Scotch und einen Hauch Pfefferminz, und die Lust überkam sie, als seine Finger über die Innenseite ihrer Schenkel strichen.

„Lass uns nach Hause fahren“, drängte Claire, als sie wieder Luft holten.

Paul trank sein Glas in einem Zug leer und warf etwas Bargeld auf den Tresen. Seine Hand lag immer noch auf Claires Rücken, als sie das Lokal verließen. Ein kalter Windstoß zerrte am Saum ihres Rockes. Paul rieb ihren Arm, um sie warm zu halten. Er ging so dicht neben ihr, dass sie seinen Atem an ihrem Hals spürte. „Wo hast du geparkt?“

„Im Parkhaus“, antwortete sie.

„Mein Wagen steht auf der Straße.“ Er gab ihr die Schlüssel. „Lass uns den nehmen.“

„Wo willst du denn hin?“

„Komm hier rein.“ Er zog sie in eine Gasse und presste sie mit dem Rücken an die Wand.

Claire öffnete den Mund, um zu fragen, was in ihn gefahren sei, aber dann küsste er sie, und seine Hand glitt unter ihren Rock. Claire blieb die Luft weg, aber weniger, weil er ihr den Atem raubte, sondern weil es in der Gasse

nicht dunkel und die Straße keineswegs unbelebt war. Sie konnte Männer vorbeigehen sehen, die den Kopf wandten und das, was in der Gasse vor sich ging, bis zum letzten Moment verfolgten. Mit genau solchen Dingen landete man im Internet.

„Paul.“ Sie legte ihm die Hand auf die Brust und fragte sich, was aus ihrem biedereren Ehemann geworden war, der es schon für eine gewagte Abwechslung hielt, wenn sie es im Gästezimmer trieben. „Jeder kann uns sehen.“

„Hier hinten.“ Er nahm ihre Hand und zog sie noch tiefer in die Gasse.

Claire stieg über eine Ansammlung von Zigarettenkippen, als sie ihm folgte. Die Gasse verlief T-förmig, weil eine weitere Servicegasse für Restaurants und Läden kreuzte. Was die Umstände nicht wirklich verbesserte. Claire stellte sich Burgerbräter mit Zigaretten im Mund und iPhones in den Händen vor. Aber auch ohne ungebetene Zuschauer gab es gute Gründe, dies hier nicht zu tun.

Andererseits ließ sich niemand gern vorschreiben, was er zu tun hatte.

Paul zog sie um die Ecke. Claire blieben nur wenige Momente, um ihre Umgebung zu checken, ehe sie wieder an eine Wand gepresst wurde. Pauls Mund lag auf ihrem, seine Hände umfassten ihren Hintern. Er wollte sie so sehr, dass sie angesteckt wurde. Sie schloss die Augen und ließ es geschehen. Ihre Küsse wurden tiefer. Er zerrte ihr die Unterwäsche vom Leib. Sie half ihm dabei und zitterte, weil es kalt war und weil es gefährlich war, und sie war so bereit, dass das alles sie nicht mehr interessierte.

„Claire ...“, flüsterte er in ihr Ohr, „sag mir, dass du es willst.“

„Ich will es.“

„Sag es noch einmal.“

„Ich will es!“

Ohne Vorwarnung wirbelte er sie herum. Claires Wange schrammte über die Ziegelmauer. Er hielt sie fest an die Wand gepresst. Sie drückte sich an ihn. Er stöhnte, weil er ihre Reaktion für Erregung hielt, dabei bekam sie kaum Luft.

„Paul ...“

„Keine Bewegung!“

Claire verstand, aber ihr Gehirn brauchte ein, zwei Sekunden, um die Tatsache zu verarbeiten, dass die Worte nicht aus dem Mund ihres Mannes gekommen waren.

„Dreh dich um.“

Paul wandte sich ganz langsam herum.

„Nicht du, Arschloch.“

Sie. Er meinte sie. Claire war zu keiner Bewegung fähig. Ihre Beine zitterten, und sie konnte sich kaum aufrecht halten.

„Ich sagte, dreh dich um, verdammt noch mal.“

Paul legte die Hände sanft um Claires Arme. Sie schwankte, als er sie langsam umdrehte.

Direkt hinter Paul stand ein Mann. Er trug ein schwarzes Kapuzenshirt, dessen Reißverschluss bis knapp unter den feisten Hals mit der Tätowierung geschlossen war. Eine finster dreinblickende Klapperschlange prangte auf seinem Adamsapfel, sie grinste böse und zeigte dabei ihre Giftzähne.

„Hände hoch.“ Das Maul der Schlange hüpfte beim Sprechen.

„Wir wollen keinen Ärger.“ Paul hielt die Hände hochoberhalb. Er stand vollkommen reglos. Claire sah ihn an. Er nickte ein Mal, um ihr zu signalisieren, dass alles in Ordnung sei, obwohl offensichtlich gar nichts in Ordnung war. „Meine Geldbörse steckt in der Gesäßtasche.“

Der Mann zerrte die Börse mit einer Hand aus Pauls Hosentasche. Claire war überzeugt, dass er in der anderen eine Waffe hielt. Schwarz, glänzend, in Pauls Kreuz gedrückt.

„Hier.“ Paul nahm seinen Ehering ab, seinen Collegering, seine Uhr. Eine *Patek Philippe*. Sie hatte sie ihm vor fünf Jahren gekauft, ihre Initialen waren eingraviert.

„Claire.“ Pauls Stimme war angespannt. „Gib ihm deine Brieftasche.“

Claire sah ihren Mann an. Sie spürte, wie es in ihrer Halsschlagader heftig pochte. Eine Waffe war auf Pauls Rücken gerichtet, sie wurden soeben ausgeraubt. Das war real, es geschah in genau diesem Augenblick. Sie sah auf ihre Hand hinunter, ihre Bewegungen waren langsam, denn sie stand unter Schock und war in Panik und wusste nicht, was sie tun sollte. Ihre Finger waren noch um Pauls Autoschlüssel gekrallt. Sie hatte ihn die ganze Zeit nicht losgelassen. Hatte sie es etwa so mit ihm treiben wollen – mit dem Schlüssel in der Hand?

„Claire“, drängte Paul noch einmal. „Hol dein Portemonnaie raus.“

Sie ließ den Autoschlüssel in die Handtasche fallen, nahm dafür die Geldbörse heraus und gab sie dem Mann.

Er steckte sie ein und hielt ihr seine Hand wieder hin. „Telefon.“

Claire reichte ihm das Handy. All ihre Kontakte. Ihre Urlaubsfotos der letzten Jahre. St. Martin. London. Paris. München.

„Den Ring auch.“ Der Mann sah sich in der Gasse um, und Claire tat es ihm nach: Da war niemand. Selbst die Quergasse zu den Läden und Restaurants war leer. Sie stand noch mit dem Rücken zur Wand. Die Ecke zur Hauptstraße war nur eine Armlänge entfernt. Und dort waren Leute unterwegs. Viele Leute.

Der Mann erriet ihre Gedanken. „Mach keine Dummheiten. Nimm den Ring ab.“

Claire zog ihren Ehering ab. Es war kein Problem, wenn der weg war, er war versichert. Es waren nicht einmal die

Originalringe. Sie hatten sie vor Jahren ausgesucht, als Paul endlich sein Praktikum beendet und seine Zulassung als Architekt bekommen hatte.

„Ohrringe“, kommandierte der Mann. „Komm schon, Schlampe, mach hin.“

Claire griff an ihr Ohrläppchen, und jetzt zitterten ihre Hände. Sie konnte sich gar nicht daran erinnern, die Diamantstecker heute Morgen angelegt zu haben, aber nun sah sie sich plötzlich vor ihrer Schmuckschatulle stehen.

Zog da gerade ihr Leben an ihr vorüber – nichtssagende Erinnerungen an irgendwelche Lappalien?

„Beeilung!“ Der Mann trieb sie mit seiner freien Hand an.

Claire fummelte an den Verschlüssen der Ohrstecker herum. Sie dachte daran, wie sie die Ohrringe anlässlich ihres zweiunddreißigsten Geburtstags bei Tiffany ausgesucht hatten. Paul hatte sie mit einem „Passiert uns das hier wirklich?“-Blick angelächelt, als die Verkäuferin sie in den diskreten Nebenraum des Ladens führte, wo die wirklich kostspieligen Käufe stattfanden.

Claire ließ die Ohrringe in die offene Hand des Straßenräubers fallen. Sie zitterte am ganzen Leib, und ihr Herz schlug wie eine Snare Drum.

„Das war’s.“ Paul drehte sich, stellte sich vor Claire, indem er ihr den Rücken zuwandte, und schirmte sie ab. Er hielt die Hände weiter erhoben. „Sie haben jetzt alles von uns.“

Claire beobachtete den Mann über Pauls Schulter hinweg. Er hielt keine Schusswaffe in der Hand, sondern ein Messer. Ein langes, scharfes Messer mit gezackter Klinge und einem Haken an der Spitze, das aussah wie ein Werkzeug, mit dem Jäger Tiere ausweideten.

„Sonst haben wir nichts mehr“, sagte Paul. „Gehen Sie doch einfach.“

Aber der Mann ging nicht. Er starrte Claire an, als hätte er etwas noch Wertvolleres entdeckt als ihre

Sechsenddreißigtausend-Dollar-Ohringe, und verzog den Mund zu einem Grinsen. Auf einem seiner Vorderzähne trug er eine Goldkrone, und Claire fiel nun auf, dass das Klapperschlangen-Tattoo auf seiner Kehle einen passenden goldenen Giftzahn hatte.

Und dann begriff sie mit einem Schlag, dass dies mehr war als ein Raubüberfall.

Paul begriff es ebenfalls. „Ich habe Geld“, drängte er.

„Wer hätte das gedacht.“ Der Mann hämmerte Paul seine Faust an die Brust, und Claire spürte den Aufprall bis in ihren eigenen Brustkorb. Pauls Schulterblätter schlugen gegen ihre Schlüsselbeine, sein Kopf knallte ihr ins Gesicht, ihr Hinterkopf krachte gegen die Ziegelwand.

Erst mal war Claire völlig benommen, sah Sterne vor den Augen tanzen und schmeckte Blut im Mund. Sie blinzelte und senkte den Blick. Paul krümmte sich auf dem Boden.

„Paul ...“ Sie streckte die Hand nach ihm aus, aber da fuhr ihr ein weiß glühender Schmerz durch die Kopfhaut. Der Mann hatte sie an den Haaren gepackt und zerrte sie tiefer in die Gasse hinein. Claire stolperte, ihr Knie schrammte über das Pflaster. Der Mann ging unbeirrt weiter, fiel fast in einen Laufschrift. Sie musste sich vorbeugen, um den Schmerz am Kopf ein wenig abzumildern. Einer ihrer Absätze brach ab. Sie versuchte, zurückzuschauen, und sah, dass Paul einen Arm an die Brust gepresst hielt, als hätte er einen Herzinfarkt.

„Nein“, flüsterte sie und fragte sich noch im selben Moment, warum sie eigentlich nicht schrie. „Nein, nein, nein.“

Der Mann schleifte sie weiter. Claire hörte ihren pfeifenden Atem, ihre Lungen schienen plötzlich wie mit Sand gefüllt. Er führte sie zu einer Seitenstraße, wo ein schwarzer Van stand, den sie zuvor nicht bemerkt hatte. Claire grub ihre Fingernägel in das Handgelenk des Mannes. Er riss ruckartig

an ihrem Haar, und sie stolperte. Und wieder ein Ruck. Der Schmerz war höllisch, aber er war nichts gegen ihre Angst. Sie hätte gern geschrien. Sie *musste* schreien! Aber ihre Kehle war wie zugeschnürt von dem Wissen darum, was nun kam. Er würde sie in diesem Van verschleppen. Irgendwohin, wo er ungestört war. An einen schrecklichen Ort, den sie vielleicht nie wieder verlassen würde.

„Nein“, bettelte sie. „Bitte ... nicht ... nein ...“

Der Mann ließ Claire los, aber nicht etwa, weil sie darum gefleht hatte. Er fuhr herum, das Messer in der ausgestreckten Hand. Paul war wieder auf den Beinen und lief ihnen nach. Mit einem rauhen Aufheulen sprang er auf den Mann los.

Es ging alles sehr schnell. Zu schnell. Es gab keine Zeitlupe, damit Claire jeden Sekundenbruchteil des Kampfes hätte verfolgen können.

Paul hätte den Mann vielleicht auf dem Laufband besiegt, und ganz sicher hätte er eine Gleichung gelöst, bevor der Kerl auch nur seinen Bleistift spitzen konnte, doch sein Gegner hatte Paul etwas voraus, was man an der Universität nicht lernte: wie man mit einem Messer kämpfte.

Es gab nur ein pfeifendes Geräusch, als die Klinge durch die Luft fuhr. Claire hätte mehr erwartet: eine Art Schnalzen vielleicht, als die gebogene Messerspitze sich durch Pauls Haut bohrte, oder ein Knirschen, als die gezackte Klinge Sehnen und Knorpel durchtrennte.

Pauls Hand zuckte zum Bauch. Der Perlmuttergriff des Messers ragte zwischen seinen Fingern hervor. Er taumelte rückwärts gegen die Wand, sein Mund stand offen, er hatte die Augen so weit aufgerissen, dass es fast komisch wirkte. Er trug den dunkelblauen Anzug von Tom Ford, der ihm um die Schultern zu eng war. Claire hatte sich vorgenommen, die Nähte zum Auslassen zu bringen, doch dafür war es jetzt zu spät, denn das Jackett war blutgetränkt.

Paul sah auf seine Hände hinab. Die Klinge war bis zum Heft eingedrungen, etwa auf halber Höhe zwischen Bauchnabel und Herz, und auf seinem blauen Hemd breitete sich ein Blutfleck aus. Er schien unter Schock zu stehen. Sie beide standen unter Schock. Eigentlich hatten sie heute zeitig zu Abend essen und feiern wollen, dass Claire erfolgreich dem Strafrechtssystem entronnen war. Würde er nun in einer kalten, dreckigen Gasse verbluten?

Claire hörte eilige Schritte. Der Schlangenmann rannte weg, ihr Schmuck und ihre Uhren klimperten in seiner Tasche.

„Hilfe“, sagte Claire, aber es war nur ein Flüstern, so leise, dass sie ihre Stimme selbst kaum hörte. „Hi-hilfe“, stammelte sie. Aber wer sollte ihnen denn helfen? Es war doch immer Paul gewesen, der für Hilfe gesorgt hatte. Paul war der, der sich um alles kümmerte.

Bis jetzt.

Er glitt langsam an der Ziegelwand hinab und sank zu Boden. Claire kniete neben ihm nieder und rang hilflos die Hände, denn sie wusste nicht, wo sie ihn berühren sollte. Achtzehn Jahre lang hatte sie ihn geliebt, achtzehn Jahre lang das Bett mit ihm geteilt. Sie hatte ihm die Hand auf die Stirn gelegt, um zu sehen, ob er Fieber hatte, sie hatte ihm das Gesicht abgewischt, wenn er krank war, sie hatte seinen Mund, seine Wangen, seine Augenlider geküsst und ihn einmal sogar im Zorn geschlagen, aber jetzt wusste sie nicht, wo sie ihn berühren sollte.

„Claire.“

Pauls Stimme. Sie kannte seine Stimme. Sie schlang die Arme um ihn, zog ihn an ihre Brust, presste die Lippen auf seine Wange. Sie merkte, wie die Wärme seinen Körper verließ. „Paul, bitte, du musst okay sein, du musst einfach.“

„Ich bin okay“, sagte Paul, und es hörte sich an wie die Wahrheit, bis es nicht mehr die Wahrheit war. Das Zittern

begann in seinen Beinen und ging dann als heftiges Beben durch seinen ganzen Körper. Seine Zähne schlugen aufeinander. Seine Augenlider flatterten.

„Ich liebe dich“, sagte er.

„Bitte“, flüsterte sie und barg das Gesicht an seinem Hals. Sie roch sein Aftershave. Spürte eine raue Stelle, die er heute Morgen beim Rasieren übersehen hatte. Wo sie ihn auch berührte - seine Haut war sehr, sehr kalt. „Bitte verlass mich nicht, Paul. Bitte!“

„Das werde ich nicht“, versprach er.

Aber dann tat er es doch.

2. KAPITEL

Lydia Delgado blickte auf das Meer von Cheerleadern im Teenageralter und sprach lautlos ein Dankgebet, dass ihre Tochter nicht darunter war. Nicht, dass sie etwas gegen Cheerleader gehabt hätte. Sie war einundvierzig Jahre alt. Die Zeiten, als sie Cheerleader gehasst hatte, waren längst vorbei. Jetzt hasste sie deren Mütter.

„Lydia Delgado!“ Mindy Parker begrüßte immer jeden mit Vor- und Nachnamen und legte zum Ende hin einen triumphierenden Schwung in die Stimme: Seht, wie intelligent ich bin, weil ich mir die vollständigen Namen merke!

„Mindy Parker“, erwiderte Lydia ein paar Oktaven tiefer. Sie konnte nicht anders. Sie war immer schon auf Widerstand gebürstet gewesen.

„Das erste Spiel der Saison! Ich glaube, unsere Mädchen haben dieses Jahr eine echte Chance.“

„Absolut“, pflichtete Lydia bei, obwohl alle wussten, dass es ein Gemetzel geben würde.

„Jedenfalls“, fuhr Mindy fort, streckte das linke Bein und beugte den Rumpf zu den Zehen, „brauche ich die unterschriebene Erlaubnis für Dee.“

Lydia verschluckte gerade noch die Frage, von welcher Erlaubnis sie spreche. „Sie bekommen Sie morgen.“

„Fantastisch!“ Als Mindy ihre Rumpfbeuge beendet hatte, ließ sie zischend den Atem entweichen. Mit den aufgeworfenen Lippen und dem ausgeprägten Unterbiss erinnerte sie Lydia immer an eine frustrierte Französische Bulldogge. „Sie wissen: Wir wollen auf keinen Fall, dass sich

Dee ausgeschlossen fühlt. Wir sind so stolz auf unsere Stipendiatinnen.“

„Danke, Mindy.“ Lydia zwang sich zu einem Lächeln. „Es ist schon traurig, dass sie intelligent sein musste, um nach Westerley zu kommen, statt einfach nur Geld mitzubringen.“

Mindy setzte ebenfalls ein bemühtes Lächeln auf. „Okay, prima. Ich rechne dann morgen früh mit dieser schriftlichen Zustimmung.“ Bevor sie die Tribüne hinauf zu den anderen Müttern hüpfte, drückte sie Lydias Schulter. Den Übermüttern, wie Lydia sie nannte, um unflätigere Bezeichnungen zu vermeiden.

Lydia suchte das Basketballfeld vergeblich nach ihrer Tochter ab. Einen Moment blieb ihr vor Schreck fast das Herz stehen, aber dann entdeckte sie Dee schließlich in einer Ecke. Sie unterhielt sich mit Bella Wilson, ihrer besten Freundin; die beiden ließen einen Ball zwischen sich hin und her springen.

War diese junge Frau wirklich ihre Tochter? Es schien, als hätte ihr Lydia eben noch die Windeln gewechselt und nur kurz den Kopf abgewandt, um dann beim nächsten Hinsehen festzustellen, dass Dee plötzlich siebzehn Jahre alt war. In nicht einmal zehn Monaten würde sie ins College aufbrechen. Zu Lydias Entsetzen hatte sie sogar schon begonnen, zu packen. Der Koffer in Dees Schrank war bereits so voll, dass der Reißverschluss nicht mehr ganz zuging.

Lydia verdrückte sich ein paar Tränen, denn schließlich war es nicht normal, dass eine erwachsene Frau wegen eines Koffers weinte. Stattdessen dachte sie über diese schriftliche Genehmigung nach, die Dee ihr nicht zum Unterzeichnen gegeben hatte. Wahrscheinlich wollte das Team bei einem Abendessen ein wenig feiern, und Dee hatte Angst, dass Lydia es sich nicht leisten konnte. Ihre Tochter verstand nicht, dass sie keineswegs arm waren. Ja, am

Anfang, als Lydia ihren Hundesalon aufgebaut hatte, hatten sie zu kämpfen gehabt. Doch inzwischen gehörten sie zur soliden Mittelschicht, und das war mehr, als die meisten Leute von sich behaupten konnten.

Über den in Westerley üblichen Wohlstand verfügten sie freilich nicht. Die meisten Schülereltern der Westerley Academy konnten die dreißigtausend Dollar Schulgebühren im Jahr mühelos aufbringen, um ihr Kind auf diese Privatschule zu schicken. Sie konnten über Weihnachten in Lake Tahoe Ski fahren oder Privatflugzeuge in die Karibik chartern. Aber auch wenn Lydia ihrer Tochter solche Dinge niemals würde bieten können, reichte es verdammt noch mal, um ihr ein ordentliches Steak bei *Chops* zu spendieren.

Allerdings würde sie eine weniger feindselige Formulierung finden, um das ihrem Kind zu verklickern.

Lydia griff in ihre Handtasche und zog eine Tüte Kartoffelchips heraus. Das Salz und das Fett sorgten schlagartig für Wohlbefinden, so als würde man ein paar Tranquilizer auf der Zunge zergehen lassen. Als sie heute Morgen ihre Jogginghose anzog, hatte sie sich vorgenommen, ins Fitnessstudio zu gehen, und sie war dem Studio auch ziemlich nahe gekommen, aber nur weil es auf dem Parkplatz einen Starbucks gab. Thanksgiving stand vor der Tür, und es war eiskalt. Lydia hatte sich einen ihrer seltenen freien Tage genommen; sie hatte es sich verdient, ihn mit einer Kürbis-Latte mit Karamellaroma zu beginnen. Und sie brauchte einfach das Koffein. Sie musste vor Dees Spiel noch so viel Scheißkram erledigen. Supermarkt, Tierfutterladen, Discounter, Apotheke, Bank, zurück nach Hause, um alles auszuladen, dann mittags wieder los zum Friseur, denn Lydia war mittlerweile zu alt, um ihr Haar einfach nur schneiden zu lassen. Nein, sie musste sich der langwierigen Prozedur unterziehen, das Grau in ihrem Haar in blonde Strähnchen zu verwandeln, damit sie nicht aussah

wie Cruella de Vils arme Cousine. Ganz zu schweigen von den seit Neuestem sprießenden Haaren im Gesicht, um die sie sich auch noch hatte kümmern müssen.

Lydias Hand flog an die Oberlippe. Das Salz von den Chips brannte auf der gereizten Haut.

„Verdammt“, murmelte sie, weil sie vergessen hatte, dass man ihren Damenbart heute mit Wachs entfernt und dass die Kosmetikerin dann ein neues Gesichtswasser benutzt hatte, was zu dem bösen Ausschlag auf Lydias Oberlippe führte. Jetzt trug sie statt der zwei, drei vereinzelt Barthare einen dicken roten Streifen unter der Nase.

Sie konnte sich gut vorstellen, wie Mindy Parker das den andern Müttern erzählte. „Lydia Delgado! Mit einem Ausschlag vom Waxing!“

Lydia stopfte sich gleich noch eine Handvoll Chips in den Mund. Sie kaute lautstark und scherte sich nicht um die Krümel auf ihrer Bluse. Sie scherte sich auch nicht um die Übermütter, die zusahen, wie sie Kohlehydrate in sich hineinfraß. Es hatte eine Zeit gegeben, wo sie sich mehr angestrengt hatte: die Zeit, bevor sie vierzig wurde.

Saft-Diät. Saft-Fasten. Null-Saft-Diät. Obst-Diät. Eier-Diät. *Curves* - Ganzkörpertraining. Bootcamp. Fünf-Minuten-Cardio-Work-Out. Drei-Minuten-Cardio-Work-Out. South-Beach-Diät. Atkins-Diät. Steinzeit-Diät. Jazzgymnastik.

Lydias Kleiderschrank enthielt ein umfangreiches *eBay* - Sortiment des Versagens. Zumba-Schuhe, Crosstrainer, Trekking-Stiefel, Bauchtanz-Zimbeln, ein Tanga, der es nie in diesen Pole-Dance-Kurs geschafft hatte, auf den eine ihrer Kundinnen schwor.

Lydia wusste, dass sie Übergewicht hatte, aber war sie wirklich fett? Oder war sie es nur nach Westerley-Maßstäben? Das Einzige, was sie sicher wusste, war, dass sie nicht dünn war. Abgesehen von einer kurzen Atempause